DIE BROCKENSAMMLUNG



1930

NEU-BUDDHISTISCHER VERLAG (DR. PAUL DAHLKE)

BERLIN-FROHNAU

BUDDHISTISCHES HAUS

VORWORT.

Da viele Nachfragen wegen weiterer Brockensammlungen an uns ergangen sind, so haben wir uns entschlossen, aus den Nachlaßmanuskripten unseres Bruders, dieses Heft 1930 zu veröffentlichen und hoffen noch weitere folgen lassen zu können.

Wenn man in Briefen, die an uns gerichtet sind, Bemerkungen wie nachstehende liest, dann ist es sozusagen Pflichtsache für uns, alles noch von Paul Dahlke Geschriebene, auch seinen Freunden und Anhängern zugänglich zu machen.

Dr. W. aus Lübeck schreibt: „Sie müssen unbedingt die hinterlassenen Schriften Ihres Bruders herausgeben, denn jeder Buchstabe von ihm ist kostbar; ich habe seine Schriften schon viele Male gelesen und möchte nicht ohne dieselben mehr sein."

Kunstmaler W. v. M. München: „Jeden Morgen ohne Ausnahme halte ich meine Andacht aus den Werken Ihres Bruders; ich glaube bestimmt, ich könnte nicht mehr leben ohne geistigen Verkehr mit ‚Ihm', dem verehrten Lehrer."

Dipl.-Ing. W. v. M., Frankfurt a. M.: „Die Art und Weise, wie Paul Dahlke die in der Lehre Buddhas liegende Wahrheit erfaßt und gezeigt hat, kommt der Tat eines Erlösers der Menschheit gleich. Die Aufgabe aller, die durch ihn die Bedeutung der Lehre erkannt haben, muß sein, das von ihm hinterlassene Erbe zu wahren und zu nützen, indem wir seinen Rat befolgen, die Wahrheit immer und immer wieder durch Wort und Tat zu zeigen. Wirken tut sie durch sich selber; denn: »Siegreich über alle Gaben ist der Wahrheit Gabe«."

Wie der Leser erkennen wird, stammt ein Teil der nachstehenden Schriften aus einer Zeit, wo unser Bruder noch nicht so tief in die Wirklichkeitslehre des Buddha eingedrungen war; daher hat auch sein Jugendbildnis einen berechtigten Platz in diesem Heft.

Es werden sich auch hin und wieder bekannte Stellen aus bereits veröffentlichten Schriften finden, aber — Wiederholungen gehören ja zum Wesen des Buddhismus.

B. Dahlke und Geschwister.

Buddhistisches Haus.

Berlin-Frohnau im November 1930.

INHALT.

ANICCA VATA SANKHARA.

Alle Sankharas, d. h. alles Begriffliche ist vergänglich — das bedeuten die obigen Worte. Wenn ein Wesen geboren wird, so sind die Weltmenschen gewohnt, einen Glückwunsch zu äußern. Wenn ein Wesen gestorben ist, so sind sie gewohnt, Beileid zu äußern. Für uns Buddhisten fällt der Glückwunsch im ersteren und das Beileid im letzteren Falle zusammen in dem Satz „Anicca vata sankhara", d. h. alle Gestaltungen sind vergänglich.

Das wollen wir wohl bedenken und uns ernsthaft bemühen, die Füße lose im Steigbügel zu halten.

WAS IST BUDDHISMUS?

Wenige Dinge werden heute so viel genannt und so wenig verstanden, wie der Buddhismus, eine jener drei Religionen, die neben Christentum und Islam allein Anspruch auf den Titel „Weltreligion" machen können.

Bisher sind wir gewohnt, die Bedeutung dieser Lehre nur in der Wirkung auf Indien und indische Verhältnisse zu suchen. Wir bewundern die unerhörte Kühnheit, mit welcher der Buddha Gautama, selber Sproß der Kriegerkaste, das im Dogma erstarrende indische Geistesleben wie ein Gewitterwind, verheerend, aber erfrischend, durchfuhr, und sind nur zu sehr geneigt, darin seine Hauptbedeutung zu sehen. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Der Buddhismus hat Wert nicht nur für Indien, sondern für die ganze Welt, und

seine Bedeutung geht nicht nur auf die Befreiung von Opferkult, von Askese und Kastenwesen, sondern sie setzt überall da ein, wo Menschen unter dem Dogma, d. h. unter dem Zwange selbst gesetzter Begriffe seufzen.

Im Denken liegt das Wesen alles Menschtums, aus dem Denken stammt sein Höchstes und Dogma jeder Art, sei es religiös, sei es wissenschaftlich, ist Gedankenfessel.

Alles geistige Leben der Menschheit ist ein Suchen, das im letzten Grunde auf das Suchen nach Sinn und Bedeutung des Lebens hinausgeht.

Leben stellt sich dar in zweifacher Hinsicht: einerseits unmittelbar, als mein eigenes Erleben, andrerseits mittelbar als das in meiner Anschauung Bestehende, als „Welt“.

Suche ich „Leben“ von der Welt aus zu begreifen, so treibe ich Weltanschauung. Suche ich „Leben“ vom Ich aus zu begreifen, so treibe ich Religion. Weltanschauung ist universell, Sache der Gattung; Religion ist individuell, Sache des Einzelnen.

Sinn und Bedeutung von irgend Etwas begreife ich wirklich erst dann, wenn ich die in ihm tätige Kraft begreife. Nun ist am Weltgeschehen alles der Anschauung zugänglich mit Ausnahme der bewegenden Kräfte. Kraft ist notwendig nicht-sinnlich; denn alles in irgendeiner Hinsicht Sinnliche ist ja nur Ausdruck von Kräften. Die Möglichkeit einer Weltanschauung wie einer Religion hängt also an der Frage: „Ist es möglich, Kraft zu begreifen, oder ist Kraft ein Transzendentes?“ Die Wissen-

schaft umgeht diese Frage, indem sie einen Vorgang lediglich auf andere Vorgänge zurückführt, wobei sie stets im Sinnlichen bleibt und die Frage nach den wirklichen Kräften überhaupt nicht berührt, sondern die Bewegung für Kraft selber nimmt. Sie darf das, weil sie ja gar nicht wissen will, was Kraft ist; weil ihre Aufgabe lediglich im Messen und Vorausbestimmen liegt. Im Gegensatz zu ihr beantwortet der Glaube die Frage, aber in paradoxer Weise.

Paradox ist alles, was dem natürlichen Denken zuwiderläuft. Das aber ist der Fall da, wo die sinnliche Welt aus einem Transzendenten (dem Gott), sei es in monotheistischer, sei es in pantheistischer Form, erklärt werden soll.

Zwischen und oberhalb der Gegensätze Glaube und Wissenschaft steht der Buddhismus und löst die Frage: „Ist Kraft begreifbar?“ mit der Einfalt des Genius.

Der Buddha lehrt: „Jedes Lebewesen ist ein für sich bestehender Verbrennungsprozeß (— „Alles brennt.“ Feuerpredigt von Gaya), der auf Grund einer streng individuellen und ihm allein zugehörenden Kraft brennt.“

Diese Kraft nennt der Buddha das Kamma (Sanskrit: Karma) dieses Wesens. Ein Ichprozeß brennt auf Grund seines Kammas, heißt: Das Lebewesen ist ganz und gar körperlich wie geistig Form seines Kammas, und Ei- und Samenzelle das Material, in welchem alle Möglichkeiten des neuen Wesens bis ins einzelnste vorgebildet liegen. Damit aber aus ihnen das neue Wesen sich entwickeln kann, muß eine diesen Möglichkeiten spezifische, ‚entsprechende Kraft‘, ein Kamma hinzutreten. Wie der Zündfunke zusammen

mit seinem Material zur Flamme sich entwickelt, aufblüht, so blüht Kamma mit seinem Material zur neuen Ich-Flamme auf, und dabei wird Kamma dem Individuum und nur ihm allein unmittelbar begreifbar als Bewußtsein. So löst die Grundfrage alles Denkens: „Ist Kraft begreifbar?" sich dahin: Sie ist nicht begreifbar, induktiv mit den Mitteln, der Wissenschaft, aber sie wird begreifbar im Laufe selbsttätiger Entwicklung als Bewußtsein. („Es ist Cetana (Denken), das ich Kamma nenne".)

Der Buddha lehrt weiter: das Kamma, auf Grund dessen das von den Eltern gelieferte Zeugungsmaterial zur Individualität sich entwickelt, stammt aus dem Zerfall einer anderen Existenz und faßt unmittelbar wie der Gedanke nicht in Zeit und Raum übergehend an der Stätte, in dem Mutterschoße, auf dessen Material es einzigartig abgestimmt ist.

Damit gleitet das Kamma, auf Grund dessen ein Wesen brennt, in eine anfangslose Reihe zurück. „Ich bin da", heißt: „Es brennt" von Anfangslosigkeit her unter ständiger Unterschiebung neuen Materials. Wo Kraft ist, da kann sie nicht geschaffen sein. Wo sie ist, da ist sie nie nicht dagewesen [1]). Der Buddha lehrt die Wiedergeburten, alle Lebewesen kommen aus voriger Existenz, gehen zu nächster Existenz, und das, was der anfangslosen Reihe die Kontinuität gibt, ist das Kamma. Es ist das Sterben, mit dem das Geborenwerden erkauft werden muß. Aus dem Sterben stammt neues Leben. Geburt und Tod, die

---

[1]) Über scheinbare Verstöße der Kammalehre gegen die moderne Physik und Biologie vergleiche man das Buch „Buddhismus als Weltanschauung".

beiden unerklärlichen Wunder für das wissenschaftliche, d. h. induktiv arbeitende Denken — sie fallen in der Intuition des Buddha zusammen in einem einigen Begreifen.

Man sagt: „Beweise!“ Eine Intuition kann nicht bewiesen werden, sie kann nur erlebt werden.

Kamma ist kein fester Strang, der sich durch die Existenzen hindurchzieht, sondern etwas, das erst immer wieder aus seinen Vorbedingungen neu aufspringen muß. Wie im Reiben zweier Hölzer aneinander immer wieder aufs neue Wärme aufspringt, so springt im Reiben des Ich-Prozesses immer wieder frisches Kamma auf. Jedes Daseinsmoment stellt einen gewissen Wert an Energie dar, der aus dem vorhergehenden Reibungsmoment stammt und das nächste Reibungsmoment ermöglicht.

Da, wo dieses Sich-Reiben an der Außenwelt unter Bewußtsein verläuft, da erlebe ich es als Willensregung. Es sind die Willensregungen, welche den Ichprozeß unterhalten und von Anfangslosigkeit her unterhalten haben; sie sind das Öl, das die Lebensflamme speist.

Unterhält der Ich-Prozeß in seinen Willensregungen sich durch sich selber, so muß er auch durch sich selber eingehen, sobald das Entstehen frischen Kammas in den Willensregungen aufhört.

Wollen kann aufhören nur da, wo die Motive zum Wollen aufhören; anders ausgedrückt: Wollen kann aufhören nur vom Denken aus, und dieses Eingehen der Motive ist gegeben mit der Kammalehre.

Erkenne ich, daß alles, „ich selber inbegriffen“ keine Wesenheit (als ein mit sich selber Identisches) ist, son-

dern nichts als in steter Wandlung begriffene Prozesse, so werde ich „bedenklich“ werden und im Nachdenken wird der Lebenstrieb sich schwächen. *Es lohnt nicht.*

Geht das Evangelium des Glaubens, die Jesuslehre, auf eine *Umwertung*, ja Umkehrung aller Lebenswerte hinaus (die Ersten werden die Letzten sein und das Erste wird das Letzte sein), so geht das Evangelium des Denkens, der Buddhismus, auf eine *Entwertung* aller Lebenswerte hinaus, indem es dieselben begreifen lehrt als das, was sie wirklich sind: *vergänglich*, *leidvoll*, *wesenlos*, letzteres nicht als Phantom oder Traumgebilde zu fassen, sondern alles ist *wesenlos* (an-atta, nicht selbst) weil durch und durch Verbrennungsprozeß.

Man fragt: Wie kann eine Lehre, die nichts gibt als die Wesenlosigkeit der Dinge je Religion werden?

Alles Suchen des denkenden Geistes geht auf einen Abschluß, auf Ruhe; diesen Abschluß findet der Gläubige in seinem Himmel und ewigem Leben in Gott; diesen Abschluß *begreift* der Buddhist im Nibbana (Sanskrit: Nirvana).

Nibbana bedeutet nichts als jenen Zustand vollendeter Ruhe, wenn alle Willensregungen eingegangen sind im Erkennen des wahren Wesens der Dinge, wenn der „Kühlgewordene“ weiß: „Dieses ist meine letzte Geburt; ein Wiederentstehen gibt es nicht mehr“; denn es springt ja kein neues Kamma mehr auf.

Dieses Erleben des eigenen Erlöschens, jenes größte Erlebnis, wenn das Selbst des Selbstes Herr wird — das ist Nibbana.

Man wirft ein: „jede Religion muß notwendig dem Seligkeitsbedürfnis des Menschen Genüge tun“. Sicherlich. Aber wie jedes Bedürfnis, so ist auch dieses eine

Funktion des Erkennens. Habe ich mich selber erkannt als das, was ich wirklich bin, habe ich die erhabenen Schrecken der Anfangslosigkeit gekostet, im Denken erlebt, habe ich erkannt, daß jede neue Geburt ein neues Kranksein, neues Altern, neues Trennen und Sterben heißt, so muß „Aufhören", „Verlöschen" zum Inbegriff aller Seligkeit werden.

Das Wesen des Buddhismus liegt in der Kammalehre. In ihr gibt er Weltanschauung und Religion in einem.

Daß Weltanschauung wie Religion des Buddhismus wirklich sind, beweist sich dadurch, daß sie eine wirkliche Moral auswerfen.

Wirklich ist eine Moral, die nicht auf bloßem Gefühl, sondern auf dem Erkennen beruht. Die Lehre von den Wiedergeburten (im buddhistischen Sinne) ist das Ferment jeder wirklichen Moral.

Daß hiermit für das soziale Leben, für die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch die tiefgehendsten Rückwirkungen sich ergeben müssen, ist ohne weiteres klar, kann aber hier nur angedeutet werden. Buddhismus lehrt ungemilderte Selbstverantwortlichkeit des Einzelwesens, durch diese seine Strenge ist er es allein von allen Religionen, der der Menschenwürde genugtut. Er ist die Menschenreligion. Und jeder, dem es ehrlich um sein eigenes wie um das Wohl der Menschheit zu tun ist, mag nur wünschen, daß das „Licht Asiens" nicht nur seinen Wiederschein uns geben möge (in Form von allerhand philosophischen Untersuchungen und müßigen Spekulationen), sondern daß es uns durchwärmen möge. Dieser sinnlose „Kampf ums Dasein", unter dem wir alle leiden wie unter einer Wut, macht Hilfe dringend nötig. Hilfe aber kann hier nur kommen vom rechten Denken. Und recht Denken heißt: Wirklichkeit

nehmen als das, was sie ist, unbestochen, unbehindert von Dogmen und falschen Begriffen. Das lehrt der Buddha. Und „Höchste aller Gaben ist der Wahrheit Gabe“.

Paul Dahlke.

FREUNDLICHE BELEHRUNG.

UNTERHALTUNG ÜBER FRAGEN AUS DEM GEBIET DES BUDDHISMUS.

Dutiya: Nächst der Frage „Was bin ich?, Was ist der Mensch?“ scheint mir die wichtigste Frage die zu sein: Warum bin ich? Hat der Buddhismus darauf eine Antwort gegeben?

Pathama: Wenn es eine Antwort auf diese Frage gäbe, so brauchten wir keinen Buddhismus, und ein Buddhismus, der darauf eine Antwort geben könnte, würde sich selber damit überflüssig machen.

Dutiya: Der Buddha selber sagt aber doch, daß seine Lehre, seine Botschaft den Zweck hat, das Leiden zu heben. Sie selber nennen den Buddhismus Lebens- und Wirklichkeitslehre; könnte man da nicht sagen, daß der Zweck unseres Daseins der sei, das Leiden zu heben?

Pathama: Das hätte eben soviel Sinn, als wenn Sie sagen wollten, der Zweck des Korkens sei das Ausbrechen. Im Übrigen würden Ihnen da alle die widersprechen, die den Zweck des Lebens darin sehen, das Leiden zu dulden, und die auf die Frage: Warum sind wir da? antworten: Um zu leiden.

Dutiya: Wenn der Buddhismus aber auf eine derartige Frage keine Antwort gibt, wie darf er sich dann Religion nennen?

P a t h a m a: Erstens sagte ich Ihnen schon, wenn es eine Antwort auf diese Frage gäbe, so brauchten wir keinen Buddhismus, und zweitens hat der Buddha seine Lehre auch nie eine Religion genannt.

D u t i y a: Was ist sie dann?

P a t h a m a: Sie ist Wirklichkeitslehre und als solche w i r d sie zur Religion ebenso, wie sie als solche zur Weltanschauung und zur Moral w i r d.

D u t i y a: Weshalb meinen Sie denn, daß wir keinen Buddhismus brauchten, wenn es auf die Frage „Warum sind wir" eine Antwort gäbe.

P a t h a m a: Weil dann das Leben Zweck und Ziel hätte, und weil ein solches Leben Wert an sich wäre.

D u t i y a: Aber der Buddhist hat doch auch ein Ziel: das Nibbana.

P a t h a m a: Sie müssen wissen, was Nibbana bedeutet, um sich mit dem Wort „Ziel" nicht in Irrwege zu verrennen: wenn eine Flamme kein Öl mehr bekommt und infolgedessen dem Verlöschen zubrennt — nennen Sie dieses Verlöschen dann das Ziel der Flamme?

D u t i y a: Das wohl nicht! Das ist einfach nur das Ende. Aber Sie selber haben doch gelegentlich den Satz angeführt: „Um haftlosen Verlöschens willen wird beim Erhabenen das Reinheitsleben geführt." Das kann doch nur im Sinne eines Ziels und einer Zielstrebigkeit verstanden werden.

P a t h a m a: Sicher besteht hier Ziel und Zielstrebigkeit, aber das betrifft nicht den Vorgang des Verlöschens selber, sondern die Mittel, die nötig sind, um diesen Vorgang herbeizuführen. Die Schaffung der Mittel, die Wegräumung der Hindernisse — das ist das Ziel, das verlangt Zielstrebigkeit, höchste Tatkraft. Daher heißt es in Mahagosinga-Sutta (M. N. 32): „Da

läßt sich ein Mönch nach dem Mahle, vom Almosenempfang zurückgekehrt, nieder, kreuzbeinig, den Körper gerade aufgerichtet, die Einsicht fest gewärtig haltend: Nicht eher werde ich diese Stellung unterbrechen, bis mir nicht haftlos der Geist von den Trieben befreit sein wird." Diese haftlose Befreiung im Wissen und Erleben, dieser unerschütterliche Gleichmut, das ist das Ziel, darum wird gekämpft, darum wird gestrebt, nicht um das Verlöschen. Es geht hier wie beim Einschlafen. Meine Bestrebungen gehen hier auch nur dahin, das auszuschalten, was das Einschlafen hindern könnte, nicht um das Einschlafen selber.

Dutiya: So hat bei Euch also tatsächlich das Leben weder Zweck noch Ziel; man möchte erschaudern vor solcher Öde.

Pathama: Können wir dafür, daß das Leben so ist, wie es ist! Unser Wahlspruch ist: alles um Wirklichkeit! Im übrigen sagt ja Euer größter Dichter es selber: „Willst Du Dich des Lebens freuen, mußt Du ihm selber Wert verleihen." Wie könnte er das sagen, wenn Leben Wert an sich wäre!

Dutiya: Könnte es nicht sein, daß die Schaffung derartiger Werte unsere oberste Pflicht als Mensch ist? Wodurch unterscheiden wir uns vom Tier!

Pathama: Eben durch die Fähigkeit der Lüge.

Dutiya: Die Schaffung idealer Werte nennen Sie Lüge?

Pathama: Der Wirklichkeit gegenüber ist das Lüge.

Dutiya: Ihre Wirklichkeit muß wunderlich aussehen; denn diese idealen Werte sind ja doch höchste Wirklichkeit. Was sollten wir wirklich nennen, wenn nicht das!

P a t h a m a: Das sage ich auch. Was sollten Sie, die die Wirklichkeit nicht kennen, wohl wirklich nennen, wenn nicht das!

D u t i y a: Ihre Ausdrucksweise schmeckt nicht sehr nach Duldsamkeit.

P a t h a m a: Was verlangen Sie! Sollen wir, aus Furcht für unduldsam gehalten zu werden, in bezug auf die Wahrheit, Kompromisse schließen!

D u t i y a: Das ist ja eben Unduldsamkeit, wenn man meint, einziger Vertreter der Wahrheit zu sein.

P a t h a m a: Wir würden unduldsam sein, wenn wir eine Wahrheit als etwas an sich seiendes behaupteten. Aber Werden wird. Eine Wahrheit zu behaupten, die es an sich ist, die würde uns schlecht anstehen; auf die würde der Vergleich von der Lehre als einem Floß geeignet zum Entrinnen, nicht geeignet zum Festhalten, gar übel passen. Auch die Wahrheit w i r d erst dadurch, daß wir sie als solche erleben.

D u t i y a: Was ist denn das für ein merkwürdiges Erlebnis, das die Wahrheit erst durch sein Erleben in die Welt setzt.

P a t h a m a: Oh, nicht so! Diese Wahrheit braucht nicht erst geschaffen zu werden, sie ist die Wirklichkeit selber, und alles kommt nur darauf an, die Wirklichkeit als das zu begreifen, was sie ist. Ist sie so begriffen, so zerfällt die Frage „Warum“ ohnehin.

ÜBER EINEN SATZ DES MONTAIGNE.

In dem berühmten Buche Montaignes „Gedanken und Meinungen“ findet sich im 12. Kapitel des 2. Buches folgende Stelle: „Der Himmel und die Gestirne bewegen sich seit 3000 Jahren in ihren Kreisen, so hatte

jedermann geglaubt, bis Kleanthes, der Samier (oder nach dem Theophrast Nicetas, der Syrakuser) den Einfall hatte, zu behaupten, es sei die Erde, welche sich bewege, sich um ihre eigene Achse drehe und den Tierkreis durchlaufe. Und zu unserer Zeit hat Kopernikus dieses System so fest gegründet, daß er daraus alle astronomischen Folgerungen sehr ordentlich herleitet. Was sollen wir daraus anders entnehmen, als daß es uns nicht viel verschlägt, was von beiden das Wahre sei? Und wer weiß, ob nicht in den nächsten tausend Jahren eine dritte Meinung die beiden vorigen über den Haufen wirft.“ Der Gedanke „folglich ist es überhaupt einerlei, was wir darüber für Vorstellungen haben!“ Der Gedanke ist verlockend und naheliegend. Der Naturforscher und Philosoph Lichtenberg hat ihn in seiner scharf gespitzten Weise über den gleichen Gegenstand auch geäußert, aber wie steht es mit der Verallgemeinerungsmöglichkeit dieses Satzes? Und wie steht es mit der Verallgemeinerungsmöglichkeit auf jene einzige Vorstellung, auf die allein es uns ankommt: die Vorstellung vom eigenen Ich?! Gilt auch hier der Satz, daß es im Grunde nicht viel verschlägt, was wir darüber denken?

Wir antworten: Ja und Nein! Wenn es nur heißt, eine Irrigkeit mit der andern zu vertauschen, so macht es freilich nichts aus, ob wir das eine denken oder sein Gegenteil. Anderthalb Jahrtausende hat die christliche Welt gutwillig den Seelenglauben angenommen und ihr geistiges Leben darauf eingestellt und es durch diesen Glauben bestimmen lassen. Dann kam die moderne Naturwissenschaft, schnellte in den Gegensatz der mechanisch-materialistischen Weltanschauung ein und machte damit zum mindesten in dem Bereich, wo sie

herrschte, dem Seelenglauben ein Ende. Wahrhaftig, für das Wohl der Menschheit macht es ja nichts aus, ob sie an die Seele und damit an Gott als den Schöpfer des Lebens glaubt, oder ob sie Leben als belebtes Eiweis in der Retorte entstehen läßt bzw. verspricht, es demnächst (so Gott will) entstehen zu lassen. Das eine wie das andere führt die Menschen nicht zur Einsicht in die Wirklichkeit, führt sie nicht zu wahrer Sittlichkeit, führt sie nicht zum Gefühl ihrer vollen ungemilderten Menschenverantwortlichkeit. Die Irrigkeiten mögen wechseln in beliebiger Zahl und Folge; eine mag immer der andern auf den Kopf treten — deswegen bleibt das Maß des Nichtwissens auf der Welt doch ungeschmälert; die Masse der Selbstsucht, der Gefräßigkeit, der Gewalttätigkeit unvermindert, der Kampf aller gegen alle unverändert. Ob ich meine Mitmenschen nah oder fern vergewaltige als Diener hochfliegender Ideale oder als Diener eines gemeinen Idealismus, das macht praktisch wahrhaftig keinen Unterschied. Ob jemand durch Blut watet, als Menschheitsbeglücker oder als roher Gewaltmensch, das macht für die Welt keinen Unterschied.

Mit dem Augenblick aber, wo der Mensch aus dem Bereich der Umkehrungen, d. h. der Begriffe hinaustritt in jenes Bereich der Wirklichkeit, die sie selber ist und weiter nichts, und aller Umkehrungen spottet, da macht es wahrlich viel, ja alles aus, ob wir zu einer rechten Anschauung gekommen sind oder nicht.

Daher soll man sich durch solche geistreichen Reden nicht bestechen lassen. Sie gelten nur für einen gewissen Teil des Weltgeschehens. Ob die Erde sich um die Sonne oder die Sonne sich um die Erde dreht, ob der Geist den Körper oder der Körper den Geist

schafft; ob ich die Welt erlebe, oder ob die Welt mich erlebt und wie sonst alle diese Gegensätzlichkeiten heißen mögen, zu denen das menschliche Denken sich durchgearbeitet hat, das macht freilich nichts aus; deswegen bleiben doch Krankheit, Altern, Sterben; deswegen bleibt doch das Leiden und die nie veraltende Frage, die es an den Menschengeist stellt. Mancher Klügling sagt wohl: „Wenn der Mensch nur gut ist, ob er dann an Gott glaubt oder an die Materie oder an nichts glaubt, das soll nichts schaden. Es mag jeder nach seiner Façon selig werden.“ Aber dieser Klügling irrt sich. Der Mensch kann nicht rechte Güte üben, wenn er nicht rechtes Denken übt. Und er kann nicht rechtes Denken üben, wenn er über sich selber keine rechte Vorstellung hat. Ist er aber recht belehrt zu dieser rechten Vorstellung gekommen, so hat das geistreiche Spiel der Umkehrungen, der hohle Pomp des „entweder-oder“ ein Ende. Wirklichkeit ist das alles, was sie sich selber erlebt und weiter nichts. Der Schmerz, die Lust ist das, als was ich sie erlebe und weiter nichts. Freilich gibt es verkehrte Köpfe, die in tiefsinniger Grübelei die Frage aufwerfen, ob ich den Schmerz erlebe, oder ob der Schmerz mich erlebt? Aber das sind Toren, die mehr den Arzt nötig haben als den Lehrer. Das Erleben ist da; es ist es selber und weiter nichts; es erschöpft sich in sich selber; es läßt in der Tiefe der Wirklichkeit keinen Anker zurück, an dem es gleich dem Schiffe innerhalb der Begriffe hin und zurück, nach Norden und Süden, nach Osten und Westen treiben könnte, und das nun den Ausspruch rechtfertigte: „Treib, soviel du willst, wechsle, soviel du willst; es ist im Grunde genommen gleichgültig, denn in der Tiefe bleibt der Anker liegen als der ruhende Punkt.“ Diese

Einsicht, daß Wirklichkeit in jedem Erleben sich in sich selber erschöpft, so völlig, daß sie für das Spiel der Begriffe und Gegensätzlichkeiten gar keinen Raum mehr läßt — das, wahrlich, gibt es zu begreifen. Diese Einsicht ist ganz unersetzbar, ist unablösbar durch eine andere, ist nicht umkehrbar in einen Gegensatz, und an dieser Einsicht wird das „Wohl und Wehe" unseres Lebens und unseres Sterbens hängen. Das lasse sich ein jeder gesagt sein, der es ernsthaft mit dem Leben und gut mit sich selber meint.

Wirklichkeit schließt sich in sich selber im Erleben. Wie der Kreis nur einen Mittelpunkt hat, so hat die Wirklichkeit nur einen Mittelpunkt, von dem aus sie sich dem Denken öffnet. Hat man in einem Kreise zwei Mittelpunkte gesetzt, so wird es ja wohl nichts verschlagen, ob man mal den zur Rechten und dann mal wieder umgekehrt den zur Linken als den richtigen ansieht und verteidigt; sie sind eben beide falsch, und es macht im Endergebnis keinen Unterschied, an welcher Irrigkeit man festhält. Ebenso: hat man in die Wirklichkeit, das Leben, zwei Mittelpunkte hineingetragen, so macht es wahrhaftig nichts aus, an welchen man sich hält, und welchen man zuoberst kehrt: den seelischen oder den stofflichen. Sie sind eben beide falsch, wie sich schon aus der Tatsache ergibt, daß einer dem anderen gegenüber eine Gegensätzlichkeit ist. Gegensätzlichkeiten aber gibt es nicht in der Wirklichkeit, sondern nur als Begriff. Die Gegensätze „Licht und Dunkelheit", „schön und häßlich", „gut und böse" usw. gibt es nicht in der Wirklichkeit. Da gibt es nur ein Werden. Zur Einsicht in dieses Werden gibt es keinen Weg der Schlußfolgerungen und der Begriffe. In diese Einsicht kann man nur einschnellen wie ein Träumender in den

Wachzustand einschnellt. In diesen Wachzustand ist der Buddha eingeschnellt. Seine neue Einsicht zeigt er der Welt als Lehrer — unzweideutig. Daß für den, der den Buddha begriffen hat nun auch seine Lehre ein Ding mit zwei Mittelpunkten werden könnte, in sich verkehrbar — das gibt es nicht. Als Ergebnis trägt er seine einzige Deutung in sich selber. Als solch ein sich einzig in sich selber Deutendes mag ein jeder versuchen, ihn zu erleben. Es wird ihm für lange zum Heile, zum Segen gereichen.

WIE LANGE?

Fragt mich da neulich einer: „Sagen Sie, Herr Doktor, wie lange braucht man wohl, um den Buddhismus kennen zu lernen?"

Bei dieser Frage schoß mir eine Anekdote durch den Kopf, die von dem bekannten Rom-Forscher Gregorovius erzählt wird. Diesen fragte einst ein Reisender, so einer von denen, die der Engländer Globe-Trodder nennt: „Sagen Sie, Herr Professor, wie lange braucht man wohl, um Rom kennen zu lernen?" Worauf Gregorovius ihn nachdenklich ansah und erwiederte: „Lieber Herr, das kann ich Ihnen auch nicht sagen, denn ich bin selber erst 25 Jahre hier."

So dachte ich im ersten Augenblick, ich könnte einfach im Sinn dieser Anekdote antworten und sagen: „Lieber Herr, das kann ich Ihnen auch nicht sagen, denn ich selber bin erst 25 Jahre (ungefähr) dabei." Aber so völlig ist die Analogie zwischen beiden Fragen doch nicht. Es läßt sich hier nicht mit einer wenn auch noch so reichlich gegriffenen Zahl antworten. Auf die

Frage: „Wie lange braucht man wohl, um den Buddhismus kennen zu lernen?“ gibt es nur e i n e Antwort und die lautet: Solange wie man braucht, um das Leben kennen zu lernen.

Und wie lange braucht man, um das Leben kennen zu lernen? — so lange wie man braucht, um sich selber kennen zu lernen.

Und wie lange braucht man, um sich selber kennen zu lernen? — das kommt auf rechte Belehrung und auf die besondere Anlage an. Bei Einem genügt ein Gedanken-Wetterleuchten, der Anblick eines kranken und siechen Körpers, der Anblick eines toten Körpers, der Anblick einer verlöschenden Flamme um einzuschnellen in die Wesenlosigkeit alles Daseins; der Andere muß die ganze Welt der Dinge und Gedanken durchwandern, um zu diesem Ziel zu kommen, gleich einem Menschen, der rings um die Erdkugel wandert, nur um an den Ort zu gelangen, an dem er bereits ist.

Oder man könnte auf die Frage: „Wie lange braucht man, um den Buddhismus kennen zu lernen“? antworten: Solange wie man braucht, um das Lassen, das Aufgeben, das Entsagen zu lernen.

Und wie lange braucht man dazu? — Solange wie man braucht, um die Laßbarkeit, die Aufgebbarkeit, die Entsagungsnotwendigkeit des Lebens zu lernen. Buddhismus ist die aus unmittelbarer Einsicht in das Wesen des Lebens entstandene Neigung und Fähigkeit zum Lassen, zum Aufgeben, zum Entsagen. Wer diese Bereitschaft zum Lassen gelernt hat, der hat den Buddhismus kennen gelernt.

BRIEFE.

Dampfer „Lützow" 16. 1. 08.

L. F. Die sonnigen Tage in den indischen Gewässern sind nun längst vorüber. Wir fahren jetzt schon lange in einem Meer, das ebenso schmutzig grau ist wie der Himmel über ihm. Dazu ist es kalt und stürmisch. Im Laufe weniger Tage sind wir von 30° Celsius (und darüber) auf 8° heruntergekommen. Das Wunderliche ist nur, daß ich erstens nicht seekrank geworden bin (trotzdem ich den Bewegungen des Schiffes nach längst reif dafür war) und zweitens mir noch keine Erkältung geholt habe, ja nicht einmal zu sehr friere. Es wird mir nur immer unverständlicher, warum ich gerade mitten im Winter die Tropen verlassen habe und einem Lande zusteuere, dessen Winter eher kälter ist als der italienische. Es läßt sich ja nun nichts daran ändern, aber ich denke mit Sehnsucht an Orte wie Madras mit ihrem idealen Klima zurück. Im übrigen ist dieses Schiff (das neueste auf dieser Linie) so vorzüglich, daß man sich ganz einlebt. Das war mit ein Grund, weshalb ich nicht in Hongkong geblieben bin, wo es noch leidlich warm war. Es sind nur noch wenige Passagiere an Bord, und ich verlebe meinen Tag eigentlich wie zu Hause, im Wechsel zwischen Arbeiten und Spazierengehen. Wenn ich im Salon sitze und sehe auf das graue kalte Meer und auf das leere Deck, so komme ich mir vor, als ob ich in Sylt an einem Spätnovembertag in der Stube sitze. Die Kälte hat doch viel Unbehagliches. Ich habe die Absicht, direkt bis Jokohama, d. h. bis zur Endstation durchzufahren und mich dort mal erst eine Weile umzusehen. Von da würde ich dann allmählich westwärts

zurückgehen nach Kyoto, Kobe, Nagasaki. Hoffentlich treffe ich leidlich klares Winterwetter, denn an Sehenswürdigkeiten bietet Japan soviel, daß man ähnlich wie in Rom immer was zu sehen hat.

Weiter kann ich vorläufig noch nichts sagen, die Adresse bleibt Shanghai, Kaiserlich Deutsches Postamt.

Gesundheitlich habe ich mich auf dieser Fahrt trotz der angedeuteten Unannehmlichkeiten wohler gefühlt, als ich es sonst auf Seefahrten gewohnt bin, wodurch sich mein in Indien schon ziemlich gekühlter Reiseeifer wieder stark gehoben hat. Überhaupt schwanken meine Reisepläne zwischen der direkten Rückkehr nach Hause und einem geradezu maßlosen Programm hin und her. Was in Wirklichkeit herauskommt, dürfte so eine Art Parallelogramm der Kräfte sein.

Ich hoffe, daß es Euch allen wohl geht. Neulich las ich in der Zeitung, daß in ganz Europa strenger Winter herrschen soll. Wohl dem Wärmesuchenden, der sich nicht gerade die sizilianische Küste ausgesucht hatte. Die Vorgänge dort müssen ja über alle Beschreibung schrecklich gewesen sein. Sollte man da nicht ernsthaft auf den Gedanken des Buddha kommen, daß es besser wäre, „nicht mehr wiederzukehren in diese Welt?“ Denn wo ist schließlich Sicherheit! Mit besten Grüßen an Euch alle

Paul.

Lucknow, 6. 11. 1908.

L. F. An Euch habe ich, glaube ich, von Rawal-Pindi aus zuletzt geschrieben. Von da ging ich nach Lahore unter allen indischen Städten, die ich kenne, die schönste. In der zweiten Nacht meines Dortseins

wurde ich plötzlich durch ein heftiges Schütteln der Bettstelle aufgeweckt. Ich sprang ganz verwirrt aus dem Bett, steckte ein Streichholz an; es war gegen 3 Uhr. Alles war in Ordnung. Ich hatte aber doch ein unheimliches Gefühl und trat auf den Außengang, wo mein Zimmernachbar schon stand und mich mit den Worten empfing: „An earth quake". Er lebte aber seit Jahren in Indien und hatte Erdbeben mehrfach erlebt. Draußen war die schönste feierliche Nacht. Aber es dauerte doch eine ganze Weile, ehe ich wieder soviel Zutrauen zur Mutter Erde hatte, daß ich mich hinlegte. Die vorige Nacht war schon ein Stoß gewesen; ich hatte ihn aber verschlafen. Dieser Stoß, der mich aufweckte, war so heftig, daß ich nicht nur durch das Schütteln der Bettstelle, sondern auch durch das Klirren der Eisenstäbe wach wurde. Man macht immer noch neue Erfahrungen. — Von Lahore ging ich über Umballa nach Agra, dem Sammelpunkt für die mohammedanischen Prachtbauten Indiens. Es sind glänzende Sachen. Aber nicht gerade etwas, das einem zu Herzen geht. Ich lege einige Proben bei. Von Agra ging ich über Allahabad nach Gaya, in dessen Nähe Budda-Gaya liegt, der Ausgangspunkt des Buddhismus. Von da zurück nach Benares, wo ich drei—vier Tage war. Benares ist sicher einer der interessantesten Orte der Welt. Einen Anblick wie den, welchen man hat, wenn man früh den Ganges entlang fährt, an den sog. Ghats, d. h. den Steintreppen, die in langer Reihe zum Fluß hinab führen, hat man wohl nirgends auf der Welt. Hier ist scheinbar ganz Benares versammelt, um sich im heiligen Wasser zu baden und anzubeten. Dazu die hochgradig eigenartigen Bauten längs dieser Ghats. Hier hat nämlich jeder indische Fürst seinen Spezial-

Palast, und einige haben wirkliche Collossal-Bauten im indischen Stil errichtet. Für mich das Interessanteste war freilich das antike Benares, das heutige Dorf Sarnath, wo der Buddha zuerst gepredigt hat, und wo immer noch ein großer schöner Dagoba steht von 300 vor Christus. — Von Benares bin ich dann über Faizabad hier nach Lucknow gekommen und gedenke heute mittag weiter südlich zu gehen, um die Ruinen in Bhopal zu besuchen. Danach soll Ellora folgen. Beides liegt auf dem Wege nach Bombay. Sanchi und Ellora sind die beiden größten Zeugen buddhistischer Kunst in Indien. Damit ist mein Interesse hier so ziemlich erschöpft, und ich bin froh, daß ich wieder nach Ceylon zurückkomme. Denn dieses ganze nordindische Tiefland hat wenig sympathisches; ein einziges weites Ackerland voll höchster Fruchtbarkeit, aber auch höchst uninteressant, dazu verstaubt, verschmutzt, vollgepfropft mit einer elenden Bevölkerung. Das ganze Land hat etwas Trockenes, Duftloses, ich möchte sagen Müllhaufenartiges, trotz des schönen Klimas, was hier jetzt herrscht. Es ist täglich Hochsommer, abends und morgens wunderschön kühl. Seit ich Bombay verlassen habe, also seit etwa sieben Wochen, habe ich noch keine Wolke am Himmel gesehen.

Über meine weiteren Reisepläne kann ich noch nichts sagen als das, daß meine nächste Adresse wieder Colombo ist, und daß ich von Ceylon bald nach Birma weiterzugehen gedenke. Ich taxiere, daß ich spätestens Anfang Dezember wieder in Ceylon sein dürfte, und daß ich etwa Mitte oder Ende Dezember nach Birma hinübergehen werde. Was dann weiter danach, kann ich noch nicht sagen. Ich habe natürlich manche Tage, wo ich wünschte, ich säße in aller Ruhe im Sylter Haus. Also

Adresse vorläufig Colombo. Mit meinem Befinden bin ich leidlich zufrieden. Spätestens am 15. November hoffe ich in Bombay zurück zu sein und dort Briefe von Euch vorzufinden.

Viele Grüße Paul.

INDISCHE KULTUR- UND REISEBILDER.

Dieses Buch gibt die Aufzeichnungen wieder, die ich während meiner Reise nach Indien und Ostasien gemacht habe. Ich sollte freilich nicht sagen „meiner Reise“, sondern „einer Reise“. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich weiß selber nicht ganz genau, wie oft ich in Indien gereist bin. Meine Aufzeichnungen sind zum Teil verloren gegangen, und wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, so muß die Zahl meiner Indienreisen sich wohl auf ein halbes Dutzend belaufen. Ich habe die Reise 1909—10 herausgegriffen, weil gerade sie in ihrem Verlauf viele für den Buddhisten wichtige Punkte berührt hat und weil über sie die Aufzeichnungen ziemlich vollständig sind.

Während ich diese alten Blätter durchsehe, staune ich über den Wechsel, der sich hier im Verlauf so weniger Jahre vollzogen hat. Im Frühjahr 1914 bin ich von meiner letzten Indienreise zurückgekehrt, mit der selbstverständlichen Absicht, zum Herbst wieder dorthin zurückzukehren: Aber was ist inzwischen aus der Welt geworden! Was damals nur einen kurzen Entschluß und eine mäßige Geldsumme erforderte, das ist heute zum Ziel einer Sehnsucht geworden, die in diesem Leben vielleicht überhaupt nicht mehr wird gestillt werden. Des Laotse Wort „Der Weise sieht die Welt

aus seinem Fenster" ist nicht für jedermann schmackhaft, und ich glaube auch nicht, daß seine Befolgung für jeden die Dienste leistet, die ein Schauen und Erleben an Ort und Stelle gar manchem leistet. Aber freilich ist ja der Unterschied zwischen keinmal und einmal und zwischen einmal und einhalbdutzendmal oder mehr ein unberechenbar großer, und einer, der einmal die Welt in Wirklichkeit gesehen hat, der sollte nachher wohl imstande sein, sie aus seinem Fenster klarer und gründlicher zu sehen, als wenn er durch den Staub der Landstraßen läuft. Und so bin ich meinesteils bereit, es so zu nehmen, wie das Geschick es mit sich bringt. Schicken sich die Umstände dahin, daß ich noch einmal nach Indien komme, und sei es selbst zu Fuß; so bin ich bereit, sie zu ergreifen und werde an diesen Stätten, die für uns Buddhisten die heiligsten und ergreifendsten sind, mit Andacht und Ehrfurcht wandeln, und der Gedanke, daß ich von einem solchen für meine Gesundheit und für meine Jahre gewagten Unternehmen vielleicht nicht zurückkehren könnte, sollte mich wenig stören, denn die Menschen haben ihre Heimat da, wo ihr Denken seine Heimat gefunden hat. Schicken sich die Umstände aber dahin, daß ich Indien nicht mehr sehe, nun, so wird der immer volle Becher der Erinnerungen mich nicht dursten lassen.

Wenningstedt auf Sylt,
September 1920. Paul Dahlke.

Ehe wir über Ceylon, das Land, mit welchem der Europäer in der Regel den Boden der indischen Welt

betritt, reden, wollen wir dem Weg dorthin einige Worte widmen.

Seit dem Verlassen Neapels hat sich dem Auge des Reisenden nicht viel geboten. Ägypten wird an seiner unansehnlichsten Stelle passiert. Schon stundenlang, bevor man Land erblickt, färbt sich das blaue Wasser des Mittelmeeres trübe-lehmig. Das ist der Gruß, den der Vater der Ströme, der gewaltige Nil, dem Reisenden entgegensendet. Dann erscheint ein niedriger Landsaum am Horizont, eine Küste so flach und unbedeutend, daß sie unserer deutschen Nordseeküste wohl den Rang streitig machen könnte.

Der internationale Pöbel von Port Said kann nur für kurze Zeit unsere Neugierde locken. Der Suezkanal, ein breiter Graben durch ein Meer von Flugsand gezogen, ist eine der uninteressantesten Passagen der Welt. Er gehört zu den Riesenwerken, die nicht durch den Anblick an sich, sondern erst durch die Reflexion auf uns wirken. Seinen Abschluß nach Süden bildet das, von ferne gesehen, so liebliche Suez. Mit dem Verlassen des Kanals befindet sich der Dampfer im Golf von Suez. Die flache Sandwüste hat hier trostlos öden Steingebirgen Platz gemacht, die ihre zerrissenen Spitzen, wie regensuchend, dem unbarmherzig blauen Himmel entgegenstrecken. Aber wie zum Entgelt, ist über diesen, von der Natur so stiefmütterlich bedachten Erdstrich eine Lichtmasse, eine Farbenintensität ausgegossen worden — unvergleichlich! Ich bin verschiedene Male diese Straße gezogen und habe immer neue Wunder gesehen.

Es ist auf einer Januar-Fahrt. Wir treten früh mit Sonnenaufgang auf das Verdeck.

Ein lauer Wind weht uns entgegen; die See, dunkelblau, dehnt sich glatt, wie mit Öl bestrichen rings um

uns. Jetzt steigt die Sonne über den Bergen der Sinai-Halbinsel lodernd auf und umgießt die harten Massen mit einem gelben Duft, der, von den Spitzen abfließend, sich in den Tiefen zu verdichten scheint. Zu unserer Rechten aber ziehen sich in ihrer eigentümlichen, großartig-ernsten Tafelform die Berge der afrikanischen Küste hin. Die Morgensonne hat ihnen jeden Schleier entrissen, und klar bis in die kleinste Falte liegen sie in ihrer gelb-braunen Nacktheit vor uns.

Halten wir am Nachmittag wieder Umschau!

Jetzt liegt auf den Bergen ringsum eine ungeheure Masse Licht. Jede der gelben Zacken steht da, als ob sie, ganz vollgesogen voll Licht, den Überfluß unserem geblendeten Auge zuwirft. Flammendes Gelb und das allerduftigste Violett vermischen sich zu ungekannten Farbtönen. Schnell sinkt die Sonne, immer mehr senkt sie sich auf das Bergland unter ihr, immer gewaltiger reißt sie alles ringsum in ihre Glut hinein, als ob sie die kahlen Felsen verbrennen wollte. Alttestamentlich ist dieser Boden und alttestamentlich ist dieses Bild. Wie die Sonne zu diesem Lande, so sprach Jehova, der eifrige, der rächende Gott in flammender Majestät zu seinem Volk. Diese Glut loderte aus seinen Propheten, wenn sie den Königen drohten oder das Feuer ihres Grimmes gegen Assur und Babel richteten. Diese Glut loderte in dem ganzen Volk, dem alles wüst und tot war außer diesem einen, sonnenhaften Gottesbegriff. Die Sonne ist jetzt dem Untergang nahe und das ermüdete Auge wendet sich Ruhe suchend nach Osten. Hier erwarten uns neue Wunder. Wie eine gewaltige Glocke spannt sich der Abendhimmel, in einem stumpfen, satten Blau, das zum Horizont hin in ein Gelborange übertönt. Aber was sind das nur für Farbentöne!

Uns ist, als ob wir zum erstenmal im Leben das Firmament in seiner Reinheit sehen. Das ist keine Luft da vor uns, das ist der ewige Äther, in den das Auge sich verliert wie in eine Unendlichkeit. Hier ist keine Unruhe, nichts Blendendes. Hier waltet die selige Ruhe göttlicher Harmonie. Jetzt schiebt sich ein Zug von Lämmerwölkchen, fein wie ein Hauch, durch die Bläue; jetzt beginnt der Rand in prächtigen Regenbogenfarben zu leuchten, und jetzt die ganze Masse — ein feenhafter Anblick! Dann erst beginnt das gewöhnliche Sonnenuntergangsspiel.

Mit dem Austritt in das Rote Meer verlieren sich die Ufer, und nach fünftägiger Fahrt präsentiert sich Aden, ein ödes Felsennest, aber mit interessanter Mischung arabisch-afrikanischen Lebens.

Dem im Hafen von Colombo Ankommenden zeigt sich von der Stadt nicht viel mehr als der Leuchtturm, zur Rechten die Strandpromenade, in der Mitte die Landungsbrücken und Hafengebäude, zur Linken ein langgestreckter Palmenstrand, zum Fischerdorf Mutwalla führend. Wir vermissen die ragenden Kirchtürme unserer Städte. Unter den hiesigen christlichen Kirchen sind keine monumentalen Bauten, und die buddhistischen Klöster (vihara) begnügen sich mit einem mäßigen Glockenturm. Große Pagoden aber, wie sie im Innern Ceylons zu ungeheuren Massen aufgetürmt sind, gibt es nicht in Colombo.

Vor kaum einer Stunde ist der Dampfer im Hafen von Colombo angekommen, und schon stehe ich draußen vor der Eisenbahnstation des kleinen Dorfes, die rauschenden Palmen über mir, die rote Erde Ceylons, an die man zu Hause so oft denkt, unter mir — zum wievielten Male nun? Ich weiß es wirklich nicht, und bin

zu träge nachzudenken, könnte es vielleicht auch gar nicht mehr, denn diese langen Jahre, seit denen sozusagen mein geistiger Schwerpunkt in Indien liegt und mich immer wieder hat hinübergleiten lassen, stehen jetzt in meiner Erinnerung da wie eine einzige große Masse seltsamen Schauens und neuen Denkens. Ach Indien! Vom ersten Male ab, wo ich deinen Boden betrat, kamst du mir entgegen wie eine Verheißung. Wird sie sich erfüllen?

Ich miete für mich und mein Gepäck einen der Ochsenkarren, die draußen warten. Es gehört schon ein wenig indische „Fügsamkeit" dazu, um sich in solchem Puppenkarren behaglich zu fühlen.

Der Kutscher ist eine Jammergestalt, der Schätzung nach gebe ich ihm nicht mehr wie 40 Kilo an Körpergewicht. Als ich ihm das buddhistische Kloster nenne, welches das Ziel meiner Fahrt ist, nickt er beteuernd schon ehe ich fertig bin. Jetzt entsinne ich mich, daß er mich in früheren Jahren gleichfalls schon gefahren hat.

Von einem der fliegenden Händler an der Station erstehe ich noch schnell einen Laib Brot, weil ich nicht weiß, ob im Kloster derartiges zu haben sein wird, dann geht die Fahrt los, mit gellenden Drohungen des Treibers, die für den kleinen Buckelochsen das schlimmste befürchten lassen, ihn aber offenbar wenig rühren, und mit Recht; denn das Stöckchen, mit dem der Treiber arbeitet, ist so zierlich, daß es dem Fell des Tieres kaum etwas anhaben kann.

Eine Weile fahren wir auf der Landstraße. Hier wird mit den Insassen entgegenkommender Karren von meinem Wagenlenker mancher Gruß ausgetauscht. Man fragt natürlich auch, wohin ich wolle, aber weniger aus

Neugierde als aus einer Art konventionellen Pflichtgefühls. Denn wofür sind die Menschen schließlich da, wenn sie einander nicht fragen, was sich fragen läßt?

Dann geht es in einen Seitenweg, der ganz mit Laubbäumen überdacht ist. Nach einer Weile halten wir vor der weiten, kühlen Halle des „Klosters zum allervorzüglichsten Gesetz". Mein Mönchsfreund S. S. steht wartend da. Die beiden Zimmer, die ich hier immer bewohne, sind schon hergerichtet, und vorläufig bin ich wieder einmal zu Hause.

Colombo ist Handelsstadt und einer der größten Durchgangshäfen der Welt, der Knotenpunkt für sämtliche nach Ostasien führenden Linien einerseits, für die nach Australien führenden anderseits. Ein buntes Völkergemisch drängt sich hier zusammen. Colombo ist oft und ausführlich beschrieben worden und von einer näheren Schilderung kann hier abgesehen werden. Sicher ist die Stadt eine der schönsten und für Europäer angenehmste in den Tropen. Das Klima ist heiß aber gesund, die Regenmenge ziemlich gleichmäßig über das Jahr verteilt, und den größten Teil des Jahres weht ein kühlender Seewind, so oft ich hier weilte, immer wieder entzückte mich die Pracht der Vegetation, der glänzende Himmel, die Fülle des Lichts und das tiefblaue Meer mit seinem weißen Schaumkranz und seinem endlosen Palmenufer. Störend ist nur der feine rote Staub, der die Kleider des Spaziergängers erbarmungslos mitnimmt.

Unser erstes Ziel ist Kandy, die heilige Stadt, im Bergland des Inneren gelegen und von Colombo aus mit der Bahn in etwa vierstündiger Fahrt zu erreichen.

Offengestanden sind wir auch froh, Colombo verlassen zu können. Es ist Ende Mai, der kühlende SW-Monsun noch nicht eingetreten, und ganz Colombo liegt wie in einem Schwitzbad.

Als ich in das Kupee komme, zerfließe ich fast vor Schweiß und mit ehrlichem Neid sehe ich auf den mir gegenübersitzenden vornehmen Tamilen, dessen glatter, brauner Leib mit nichts bedeckt ist als einem feinsten Seidenjäckchen und einem durchsichtig-dünnen Musselin-Gewebe für den Unterkörper. Kein Wunder, wenn er in der umgebenden Glut dasitzt „kühl bis ans Herz hinan". Überhaupt sind die Tamilen Künstler im Nacktgehen, und selbst in den Straßen von Colombo sieht man sie herumlaufen, das ganze Kostüm aus einem rudimentären, um die Hüften gewundenen Schnupftuch bestehend, von ihrer Ausstattung auf den Landstraßen im Inneren gar nicht zu reden.

Die Fahrt von Colombo nach Kandy gilt für eine der interessantesten der Welt. Die ersten zwei Drittel freilich führen durch ein tropisches Tiefland, in der Regenzeit fast völlig unter Wasser stehend. Im letzten Drittel erst konzentriert sich der ganze Reiz der Fahrt. In bedeutender Steigung, durch eine Maschine am Ende unterstützt, arbeitet sich der Zug in das Gebirge hinein. Bald schon empfinden wir eine etwas kühlere Luft, so daß wir mit doppeltem Vergnügen die rings sich entwickelten Bilder genießen können. In starken Kurven windet sich der Zug durch dieses Berglabyrinth, und immer neue, immer wechselnde Durchblicke bieten sich dem erstaunten Auge. Hier ragen abnorm geformte Felsmassen in die Luft; sie schieben sich beiseite, und bis zum Horizont dehnt sich weit das zackige Bergland. Jetzt präsentieren sich schöne Palmgruppen; jetzt

passieren wir eine Brücke; tief unter uns liegt eine einsame Landstraße, auf der ein buddhistischer Mönch in seiner gelben Toga, seine Almosenschale auf dem Rücken still einherwandelt. Jetzt geht der Zug hart an einem schwindelnden Abgrund entlang, aber dieser Abgrund endet in einem lieblichen Tal, in dem vereinzelte Palmen aus dem wunderbaren Grün des jungen Reisfeldes aufragen.

So arbeiten wir uns rüstig weiter. Schon ist die größte Höhe erreicht. Jetzt passieren wir Paradenya, berühmt durch seinen botanischen Garten, den schönsten der Welt, und jetzt laufen wir in den Bahnhof von Kandy ein. Wir lassen uns in dem guten Hotel der Stadt häuslich nieder und eilen dann ins Freie, um einen Blick in diese Natur zu tun.

Kandy ist einer der lieblichsten Tropenplätze. Rings von Bergen umgeben liegt es an einem kleinen See, den der letzte der Kandy-Könige künstlich herstellen ließ. Rings um den See und an den Berghängen hinauf führen schöne Promenadenwege durch eine Vegetation, deren Üppigkeit selbst in den Tropen überrascht.

Prächtige Fernblicke auf dieses, in der Tropensonne sich badende Land belohnen außerdem den Spaziergänger. Das Treiben auf den Straßen ist lebhaft, aber nicht so buntscheckig wie in Colombo; denn Kandy ist reine Singhalesenstadt. Das Durcheinander der Rassen fehlt.

Es ist früh am Morgen, und die Sonne hat sich noch lange nicht über die den Ort umgebenden Bergkuppen erhoben. Alles ist mit einem wallenden Nebelschleier bedeckt. Jetzt beginnt es sich aber zu klären. Die Palmen strecken ihre befiederten Köpfe aus dem weißen Duft, und die Linien der Berge ringsum werden sichtbar.

Hier und da erhebt sich eine schlanke Kokuspalme, in der Nähe der Hütten leuchtet das helle Grün der Banane hindurch, die ihr gewaltiges Blatt schwerfällig im Morgenwinde bewegt. Mit immer neuem Entzücken, aber weilt das Auge auf dem elegantesten Gebilde dieser Natur, der Areka-Palme. Nirgend wohl erreicht der Baum eine solche Höhe wie hier. Kerzengerade, wie gedrechselt, steigt der Stamm in die Höhe, den man meint, mit den Fingern umspannen zu können. Er endigt in einem Busch von zierlichen, dunkelgrünen Blattwedeln. Über dem ganzen liegt ein Hauch unbeschreiblicher, ich möchte sagen, jugendlicher Eleganz.

Mittlerweile hat sich auch das Leben ringsum zu regen begonnen. An der Stelle, wo der Fluß, durch dessen Strömung der See künstlich hergestellt worden ist, den letzteren in leichtem Sturz verläßt und ein kleines Bassin bildet, finden wir alles voll von Badenden, die Männer an diesem Ende des Bassins, die Frauen an jenem. Andere stehen vor ihren Hütten und nehmen in der Weise ein Bad, daß sie sich einen Eimer voll Wasser nach dem andern über den Kopf gießen.

Gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Kandy stattete ich dem berühmten Tempel, welcher in kostbarem Schrein den heiligen Zahn des Buddha enthält, einen Besuch ab. Schon von weitem tönte mir eine schrille Musik entgegen. Um eine Ecke biegend, betrat ich nun die in gerader Linie zum Heiligtum führende „Tempelstraße". Dicht an dicht hockten hier Bettler und Kleinhändler in langer Reihe, ab und zu ein Wahrsager, der aus den Linien der Hand prophezeite. Die ersteren saßen da, einen Sang oder Spruch herleiernd und hatten ein Blechgefäß vor sich, um darin die mil-

den Gaben in Empfang zu nehmen. Manche waren schrecklich verkrüppelt, die meisten waren Blinde.

Die Kleinhändler hatten Kuchen vor sich zu stehen oder sonstige Süßigkeiten oder eine Art Obstsuppe in Tassen, oder Körnerfrüchte (Reis, Sesam usw.) und Blumen. Besonders die letzteren sind zum Gebrauch der Betenden im Tempel bestimmt. Blumen sind die allgemeinste Gabe, die das gläubige Herz dem Buddha darbringt. Fast ausschließlich werden zu diesem Zweck die weißen Blumen des Eisenbaums und die blaßgelblichen porzellanartigen Blüten des Champac benutzt, welche letztere ein eigenartig schweres Parfüm ausduften. Wer zu arm ist, um selbst ein paar Blumen kaufen zu können, der ist dem Buddha auch mit leeren Händen angenehm, aber nach vollendetem Gebet tritt er wohl an den kleinen Altar vor der Statue und ordnet andächtig und liebevoll die von anderen bereits deponierten Blumenspenden.

Die zum Heiligtum hinaufführenden Steinstufen waren von einer bunten Volksmasse besetzt. Am Ende der Treppe saß ein häßlicher, fetter Bonze, ein Tischchen nebst Almosenteller vor sich, und forderte mit dreister Unverschämtheit ein Entrée. Kandy ist das buddhistische Rom. Nirgends ist die Lehre des Buddha zu einem so krassen Materialismus herabgesunken wie hier.

Nachdem ich einen kleinen Gang passiert hatte, gelangte ich zum Standort jener fürchterlichen Musiker. Sie hielten den Eingang zum eigentlichen Tempel besetzt, und bebenden Trommelfells eilte ich durch dieses Menschentor, welches keine üble Parodie auf Dantes „per me si va“ abgab.

Im Innern geriet ich in ein Durcheinander von kleineren und größeren Tempelräumen, Gallerien und

Höfen, in denen allen sich eine bunte Volksmasse drängte. Überall fielen die Augen auf kostbare Schreine und vergoldete Buddhabilder, welche letztere mit dem stets gleichen seelenlosen Lächeln auf die Gläubigen zu ihren Füßen herabblickten. Äußerst anmutig und fremdartig war es anzusehen, wenn eine ganze Reihe von Betern hintereinander, in den erhobenen Händen eine Blume oder einen Sproß gleich einer Blütenrispe (Puak mal auf Singhalesisch) haltend, still und unhörbar zum Altar wanderten, dort in tiefster Ehrfurcht niederknieten, ihr Gebet verrichteten und dann ihre einfache Gabe auf dem Altar niederlegten. Besonders die Mädchen, sauber und festlich gekleidet, mit ihren nachdenklichen Augen und ihren geduldigen, sanften Manieren machten einen lieblichen Eindruck.

Längs der einen Wand saßen in Reih und Glied etwa zehn siamesische Pilgerinnen, die mit ihren kurz geschorenen Haaren, ihrer hellen Hautfarbe, ihren stumpfen mongolischen Gesichtern in merkwürdigem Gegensatz zu den dunkelfarbigen Charakterköpfen der Singhalesen standen. Jede von ihnen hatte ein Stückchen gelbes Tuch vor sich zum Empfang von Geldmünzen und mehrere Stückchen Leinenzeug zum Empfang von Zerealien. Vielleicht mußten sie nicht nur ihren Lebensunterhalt im fremden Land, sondern auch das Geld für die Rückfahrt in die Heimat hier erbetteln. Als Fremde wurden sie reichlich bedacht. Fast niemand ging vorüber, ohne auf jedes der ausgebreiteten Tücher sich tief herunterbückend, eine Handvoll Reis oder Hirse zu tun, beiläufig, keine ganz leichte Arbeit für ungelenkige Rücken, weil es sich in Summa um etwa 30 Portionen handelte, wenn jede Unterlage ihr Teil haben sollte. Auf den Tüchern jeder einzelnen

hatte sich bereits ein beträchtliches Häufchen angesammelt.

Wie schon erwähnt, ist das Hauptheiligtum Kandys und vielleicht der ganzen buddhistischen Welt jene Reliquie, die man den Zahn des Buddha nennt. Nie hat vielleicht eine Reliquie so wechselnde Schicksale durchgemacht wie diese. Nach dem Tode des Buddha soll der Zahn 800 Jahre lang in Dantapura, einer Stadt des damals buddhistischen Reiches Kalinga in Südindien aufbewahrt worden sein. Gegen 400 n. Chr. wurde er nach Ceylon gebracht und hier von den Königen als kostbares Heiligtum verehrt. Im Jahre 1315 geriet er bei einem Einfall der Malabaren in deren Hände und wurde nach Südindien entführt. Es gelang aber, ihn wieder zurückzuerobern. Als die Zustände auf der Insel immer verworrener wurden, als infolge der Eroberungen der Portugiesen die Könige kaum noch einen sicheren Platz ihr eigen nennen konnten, wechselte der Zahn, dieses kostbarste aller Güter der Insel, häufig seinen Standort. Schließlich wurde er in das äußerste Nordende der Insel nach Jaffna gebracht, welches sich damals noch von portugiesischem Einfluß am freisten erhalten hatte. Ein Versuch des Raja von Jaffna, das Christentum in seinem Lande gewaltsam zu unterdrücken, gab den Portugiesen Veranlassung, auch hier einzugreifen. Jaffna wurde unter fürchterlichem Blutvergießen erobert, die Stadt zerstört und geplündert. Dabei fiel der heilige Zahn in die Hände der Eroberer und wurde nach Goa, der damaligen Hauptstadt des portugiesischen Indiens gebracht.

Fortsetzung folgt.

BROCKEN.

Auf einer Reise in Süd-Indien sah ich auf dem Burgfelsen von Trichinopoli ein kleines Hindumädchen, das so jämmerlich schluchzte, wie man es bei diesen stillen Kindern nicht oft sieht. Dabei trug sie ein schweres Stück Geflügel, ich glaube eine Truthenne, so rücksichtslos, daß das Tier auf seine Art ebenso jammerte wie das Kind.

Was sollen wir daraus lernen? Daß wir aus unserem eigenen Herzeleid nicht die Berechtigung herleiten, gegen andere lieblos zu sein. „Geben auch wenn wenig da ist“ (Dhammapada), Mitleid üben, auch wenn das eigene Herz leer und verbrannt ist von innerem Jammer. Aus der Fülle eines übervollen Herzens zu schenken, ist nicht schwer.

„Mein Bruder Karl will das gleiche was ich will“ — nämlich Mailand —, sagte der witzige König Franz von Frankreich, als er mit Karl V. wegen dieser Stadt Krieg führte.

Ebenso wollen alle Menschen das Gleiche, wenn sie in Taten, Worten, Gedanken gegeneinander Krieg führen — nämlich sich selber.

Fahrenlassen des Ich-Wahns, das ist höchster Segen“ (Mahavagga) und

„das Aufhören des Verlangens überwindet alle Leiden“ (Dhammapada).

Nicht weil ich von gewissen Eltern geboren bin, bin ich ihnen ähnlich, sondern weil ich ihnen ähnlich bin, bin ich von ihnen geboren.

Gar leicht ist wohl die Zucht im Wort,
Nicht schwer auch die in Taten;
Doch nötigste Gedankenzucht
Wie mag Dir die geraten?

Allen Wesen biet' ich Liebe,
Mag es ihnen gut ergehn,
Mögen ihre erdigen Triebe
Täglich reiner neu erstehn.

Bis ein hauchlos klar Erkennen
Nichts mehr von der Welt begehrt —
Gleich der Flamme letztem Brennen,
Die sich brennend selbst verzehrt.

WORAN ICH DENKE.

Ich denke daran, wie ich, ein Jugendlicher, durch des Lebens grünende Wiesen schritt, Blumen pflückend und wegwerfend, meine Kraft messend, anmaßend und schüchtern, übermütig und verzagt, immer wieder durch Lust zum Leiden, durch Leiden zur Lust schreitend — ein Mensch.

Ich denke daran, wie ich im Zauber der Töne eine neue Welt betrat, hochgehoben von dieser schweren

Erde und schwerer wieder zurückfallend — nutzloses Sehnen.

Ich denke daran, wie ich begann nach der Wahrheit zu suchen, an der übervollen Tafel des Geistes schmausend, leer trotz der Fülle, unbefriedigt trotz des Gebotenen, Ahnungen statt der Gewißheit, Glaube statt des Verstehens, Hoffnungen statt der Nahrung, Theorien statt Wirklichkeit, geistreiches Gerede statt Wahrheit. Ein Strauß tauber Ähren, bunte Schalen ohne Kern. Muß man denn erst ein Licht anstecken, um das Licht sehen zu können!

Ich denke daran, wie oft ich Freunde verletzt, und denen, die mir die Nächsten waren, wehe getan habe. Mochte ich reden, mochte ich schweigen; mich selber tadeln zu müssen, war mein Los.

Ich denke daran, wie mir der Mensch das Anziehendste war, unerschöpflich in seinem Reiz, wundervoll in seiner Unbegreiflichkeit.

Ich denke daran, wie ich trauernd an Gräbern stand und das Trauern zum Sinnen wurde: Ewiger Tod, ewiges Leben oder ein drittes? Ewiger Tod — eitle Befürchtung, ewiges Leben, — vergebliche Hoffnung! Oder ist es so: Ewiger Tod — vergebliche Hoffnung, ewiges Leben — eitle Befürchtung. Wie bedenklich wird Leben, wenn der Mensch anfängt zu denken.

Ich denke daran, wie ich die Meere durchstreifte, in ihrer Weite mich weitend; ferne Länder besuchte, in heißer Sonne gebadet, farbenprächtig, Tempel-geschmückt, Vulkan-gekrönt, rastlos suchend. Was? Ich wußte es nicht.

Ich denke daran, wie ich in milden Nächten die große Stille um mich, den Sternenhimmel über mir, nach der fernen Heimat sehnte.

Ich denke daran, wie ich auf Palmen-bekränzten Inseln verloren im unendlichen Meere weilte, unter schönen Menschen, Blumen-geschmückten, dem Wohlklang der Rede lauschte, lauschte dem Wohlklang der Gesänge, der traurig-schönen, die aus der dunklen Ferne zu mir herüber klangen gleich Mahnungen um ein verlorenes Glück. Was soll es, die Erde zu durchirren, ihren fernsten Fernen zu nahen, wenn alles Suchen nur mich selber sucht und alles Finden nur um eines geht: mich selber zu finden.

Ich denke daran, wie ich aus strengen Felsenhöhlen Büßer-geweihten, weit in die flimmernden Lande blickte, und der neue Gedanke, der vom Lehrer gelehrte, der im Drange der Einsamkeit gezeugte, zu keimen begann — zögernd, kämpfend: Genug jetzt, genug für immer! Glück der Einsamkeit, höchste Fülle! Glück des Entsagens, höchstes Genießen! Mensch, du bist mir lästig! Welt, ich suche dich nicht mehr! Was Ihr Ruhe nennt, ist nur das Jagen nach ihr; was Ihr Friede nennt, ist nur der Krieg um ihn. Ich lasse euch! was faßt Ihr mich immer wieder am Mantel! Ich schüttle mich ab. Ihr klettet fest. Gut, so laß ich den Mantel fahren. Was höhnet und singet Ihr?

„Läßt du auch den Mantel fahren,
kannst doch dich selber nicht fahren lassen.“

Ihr irrt euch! Ich kann es! Lange genug habt Ihr mir mein Recht auf mich selber entzogen, Ihr und euer Gott. Jetzt ist der Lehrer gekommen, er hilft mir und zeigt den Weg zur Befreiung. Ich vertraue und bin im Vertrauen gesichert.

Ich denke daran, wie ich dermaleinst auf alles dieses zurückblicken werde, entbunden, kühlgeworden, nur

ein Glück noch genießend: das Glück der Ruhe. Hoffnung meiner Zukunft, bist du noch fern? Ich warte auf dich. Mein Haar wird grau. Hörst du, ich warte! Und zurück tönt die Antwort: Warte nicht! Beginne!

MARAS SCHAUBUDE.

(Totensonntag.)

DER STERBENDE NITZSCHE.

Lodernd haftet meines Denkens Auge
An dem Leben, das dies Sterben bringt
Frage nichts, ob es mir etwas tauge
Leben will ich; Leben in mir klingt.

Weiß mich froh den Immerwiederkehrer
Welke Glieder ahn ich jung und frisch
Leben, sei Du ewig neu mir Lehrer
Leben, deck mir ewig neu den Tisch.

CATO IN UTICA.

Freiheit ist uns nicht ein Schmuck allein
Höchste Pflicht ists freier Mensch zu sein
Drum fort die Binde, die das Leben hält
Denn Cato atmet nur in freier Welt!

LUDWIG XIV.

Der Staat bin ich, das war mein A und O
Jetzt sterb ich, und der Staat besteht auch so.

DER STERBENDE AUGUSTUS.

Klatscht ihr Freunde, denn mein Spiel ist aus,
Und zufrieden geh ich selbst nach Haus.
Stets das Volk zu dienen ist bereit,
Schont man klug nur seine Eitelkeit.

DER STERBENDE ALEXANDER.

Den Westen wollt' dem Osten ich vereinen,
deswegen mußten so viel Mütter weinen
Doch die Natur geht ihre eigenen Wege
Selbst meine Kraft reicht nicht heran, die träge,
die Welt rollt ungebändigt mir davon,
Und ich, ich sterbe jung in Babylon.

AUGUSTIN.

Mich verlierend hab' ich selber mich gefunden,
Und mein Kranken war mir nur ein Selbstgesunden.

JESUS CHRISTUS AM KREUZ.

Gott, mein Gott so hast du mich verlassen!
Siehst nicht an die Qualen, die ich leide,
Duldest, daß die Menschen hier mich hassen,
könnt es sein, daß nutzlos ich verscheide?

Vater gib zu meinem Werk den Segen,
Daß es nicht zum Fluch der Welt sich wende.
Ist's zu spät? So sei's. Still will ich legen
Meinen Geist in Deine Vaterhände.

BUDDHA'S PARINIRVANA.

Gewandert bin ich, ach, von Unbeginn
War oftmals Gott und oftmals Wurm im Staub
Sah zahllos Kalpas sich an mir verrinnen,
Ich, unvergänglich, stets der Zeiten Raub.

Die heilige Wahrheit von des Lebens Leiden,
Erkannt ich dann in jener Nacht — ein Nu!
Wohl schwer war's, der Sankharas Reize meiden,
Doch endlich bracht das Selbst sich selbst zur Ruh.

Wenn jetzt der Leib, der müde, fällt in Stücken
So birgt er nichts, was Leben schafft sich neu
Nie wieder wird ein Dasein neu beglücken
Der Wille starb, und endlich ward ich frei.

LASTABLEGER.

Heute, nicht aus einem Tage des Unglücks und des Leidens, sondern aus ruhiger Stille und gesicherter Freudigkeit heraus geht mir der Glanz dieses Wortes in voller Reinheit auf, wie eine Sonne am Wintermorgen: Lastableger! die Last des Lebens, des anfanglosen, bisher getragen in Mühe und Not, in Glanz und Üppigkeit, in Hoffnung und Verzweiflung, in Lieb und Haß, in Dumpfheit und Vielwisserei — sie wird abgelegt, abgelegt für immer, abgelegt in jeder Form, als Zeitlichkeit, als Ewigkeit, als Werden, als Sein! Genug jetzt für immer, Lebensfeierabend voll atme ich Deinen reinen Duft, bis ich still verlösche, wie die Flamme, die nicht mehr gespeist wird. Was wäre Menschtum, ohne diese letzte Hoffnung, mir, ohne diese höchste Einsicht, ohne diese letzte in ihm selber ruhende Möglichkeit. Das Ziel wird zum Ende, — Nibbana, und ich erlebe dieses Ende klar bewußt. Menschen hört auf mit eurem Hoffen, eurem Fürchten! Lernt die Wirklichkeit begreifen! Werdet reif, reift ab!

BUCHNACHRICHTEN.

Ars Medici, Das Organ des praktischen Arztes. Wien IX, Spitalgasse 1 a, XX. Jahrgang 1930 läßt nachstehende Besprechung über: P. Dahlke, „Heilkunde und Weltanschauung", Hippokrates Verlag, Stuttgart, Preis M. 7.— erscheinen.

Der „frühverstorbene Autor des Buches, ein ärztlicher Philosoph, der sein Leben der Homöopathie gewidmet und sich um ihre wissenschaftliche Begründung viel gemüht hat, zeigt in dem vorliegenden Buche die Abhängigkeit der modernen Heilbestrebungen von der Weltanschauung; er erklärt das Zustandekommen der Wunderheilungen und der Erfolge des Mesmerismus, des Couéismus, der Sympathie und der Christian-Science, er gibt aus seiner reichen Erfahrung wertvolle Anregungen für eine naturgemäße Lebensweise, wie sie sich aus seiner Neigung für den Buddhismus entwickelte und sucht dem Denken in der Medizin seinen gebührenden Platz zu erobern. Er hat ein schönes und lesenswertes Buch uns hinterlassen."

Die Firma Otto Harrassowitz, Leipzig, hat Heft 44 ihres Katalogs, benannt „Litterae Orientales", Orientalischer Literaturbericht, erscheinen lassen. Sein reicher Inhalt umfaßt: „die modernen russischen Publikationen auf dem Gebiete der Orientalistik, der alte Orient, der neue vordere Orient, Indien, Ostasien, Orientalische Zeitschriften". Der Katalog erscheint vierteljährlich und ist bei obigem Verlag kostenlos erhältlich.

Samyutta Nikaya, übersetzt von W. Geiger, Band I, jetzt erschienenes Buch, M. 12.—, Leinen M. 16.—; Band II, bereits früher erschienen, brosch. M. 8.—, Leinen M. 10.—. Benares Verlag, München, Neubiberg. In demselben Verlage erscheint auch wieder die vorübergehend eingegangene Zeitschrift für Buddhismus, 9. Jahrgang.

The Buddhist Annual of Ceylon 1930.

The Maha Bodhi, Journal of the Maha Bodhi Society of India. August 1930.

SCHRIFTEN DR. DAHLKES

Sutta Pitaka (das Buch der Buddhistischen Urschriften).

Ein Posten zu antiquarischen Preisen 1 RM. bis 5 RM.		broschiert und gebunden 3 RM. bis 8 RM.
	Band I: **Dhammapada (Pfad der Lehre).**	
	Band II: **Dighā Nikaya (Lange Sammlung).**	
	Band III: **Majjhima Nikaya Mittlere Sammlung, erste Lese.**	

Ein Posten zu antiquarischen Preisen 1 RM. und 2 RM.

Das Buch Pubbenivasa

Vier buddhistische Wiedergeburtgeschichten belehrend — unterhaltend
broschiert und gebunden RM. 3.— u. 4.—

Neu-Buddhistischer Katechismus. RM. —.50

Was ist Buddhismus und was will er? RM. 1.—

Über den Pali Kanon RM. —.50

Staat und Kirche RM. —.50

Wie muß die neue Religion aussehen? RM. —.30

Buddhismus und religiöser Wiederaufbau. RM. —.20

Neu-Buddhistische Zeitschrift
Jahrgänge 1918—22. RM. —.50

Brockensammlung 1930

aus Nachlaß-Manuskripten Dr. Dahlkes RM. 2.—
und Jahrgänge 1924—27

Buddhismus als Weltanschauung

Aus dem Reiche des Buddha, sieben Erzählungen

Buddhismus, seine Stellung innerhalb des geistigen Lebens der Menschheit 1926

Heilkunde und Weltanschauung 1928

Buddhismus als Wirklichkeitslehre und Lebensweg 1928

12 verschiedene Ansichtskarten vom buddhistischen Hause und Nebenbauten
à RM. —.20 u. —.30

Ansichtskarte »Lehrender Buddha« RM. —.30

Gedenktafel I, Leitverse aus Dhammapada
à RM. —.40

Gedenktafel II, Leitverse aus Sutta Nipata
à RM. —.40

Neu-Buddhistischer Verlag (Dr. Paul Dahlke)

Berlin-Frohnau, Kaiserpark Ecke Kirchsteig 30

Druck von H. Laupp jr in Tübingen